

DIE FACKEL

Nr. 86

WIEN, MITTE NOVEMBER 1901

III. JAHR

Einzigter Ausweg aus der Krise:

Absolutismus und Verwendung der Abgeordneten als Statisten in Bahr's »Apostel«.

* * *

Eine Gerichtsverhandlung unter den Auspizien des hl. Alfons von Liguori

Ein jüngerer österreichischer Gelehrter, der an einer Universität des Auslands doziert und als Nicht—Katholik wohl gegen den Verdacht ultramontaner Gesinnung gefeit ist, ersucht den Herausgeber der 'Fackel', den folgenden *offenen Brief an den Grafen von Hoensbroech* zu bestellen:

Herr Graf!

Schon eine Reihe Ihrer Artikel über »Ultramontane Moral« habe ich mit wachsendem Staunen gelesen. Dulden die Jesuiten — Sie *waren* doch Jesuit — solche Ignoranz in ihren Reihen? Oder liegt hier — Sie *sind* doch *nicht mehr* Jesuit »Jesuitismus« vor? Gleichviel! Ihrem letzten Aufsatz in der Nr. 371 der 'Zeit', betitelt »Eine Gerichtsverhandlung unter den Auspizien des hl. Alfons von Liguori«, wollen *Wahrheit* und *Gerechtigkeit* eine entschiedene Antwort erteilt wissen. Daß mich keine anderen Motive leiten, mögen Sie daraus ersehen, daß ich nicht Katholik bin. Noch mehr! Wenn ich die katholische Moralphilosophie, bzw. Moraltheologie, gegen verwerfliche Angriffe verteidige, so billige ich ihre Grund—Prinzipien durchaus nicht. Einem Prinzip gegenüber, das zwischen »erlaubt« und »verboten« eine scharfe Grenzlinie zieht und das, da es einen bestimmten Grad von Sittlichkeit für »genügend« hält, jedes Streben, nach höherer Vollkommenheit eigentlich für »überflüssig« erklären, als »opus perfectionis« vom »opus necessitatis« unterscheiden muß, halte ich an einer ethischen Beurteilung fest, die den sittlichen Wert aller an einem allen unerreichbaren Ideal mißt und nur größere oder geringere Unvollkommenheit kennt. Aber ein anderes ist es, ein ethisches Prinzip bekämpfen, und ein anderes, seine Vertreter unmoralischer Gesinnung bezichtigen. Mit welchem Recht, mit welcher Logik Sie das letzte tun, soll hier geprüft, werden. Ich schicke nur voraus, daß ich die »Moraltheologie« des hl. Alfons nicht zur Hand habe und mich auf meine allgemeine Kenntnis der katholisch—moralphilosophischen Grundsätze verlassen muß.

Sie führen, Herr Graf, in Ihrem letzten Artikel 14 Fälle an, in denen ein Eid ¹ ungültig sein soll, und wollen den Eindruck erwecken, daß es 14 Kniffe seien, durch die ein guter Katholik der Eidverpflichtung ledig werden kann. Aber wie steht es in Wahrheit? Wir wollen die einzelnen Fälle durchgehen.

Fall 1, 2 und 3: Der Gebrauch doppelsinniger Worte, die äquivalente Bedeutung der Eidformel, die Anwendung eines nicht rein innerlichen Vorbehalts beim Eide. — Allerdings, in allen diesen Fällen ist der Eid ungültig. Aber in allen ist auch das *Abschwören des ungültigen Eides schwer sündhaft*, wenn damit *eine ungerechte Täuschung* bezweckt wird. Und wann gelten Liguoris Sätze, für welche Fälle sind sie ausgesprochen? Für solche, in denen es sich darum handelt, einer drängenden Gefahr zu entgehen oder ein anvertrautes Geheimnis zu bewahren. Werde ich mit dem Tode bedroht, falls ich nicht einen bestimmten Eid schwöre, so sagt unsere moderne, die profane Moral: Du darfst den Eid schwören und wirst durch ihn nicht gebunden. Aber die katholische Moral verlangt, um *auch noch in diesem Falle* eine Verunehrung Gottes zu verhüten: Du mußt dich *Gott gegenüber salvieren*, d. h. du darfst den Eid nur zum Schein ablegen. Das ist *erlaubt*, wenn und *insoweit* die beabsichtigte Täuschung unter den Begriff der Notwehr fällt. Aber selbst da ist die katholische Moral noch rigoroser als unsere profane; denn während diese eine Notlüge ohne weiteres zu gestatten pflegt, fordert jene eine Fassung der Notlüge, in der sie vom Getäuschten, wenn er nur hinreichende *Aufmerksamkeit* anwendete, durchschaut werden könnte; daher das Verbot der rein innerlichen Mentalreservation. Würde aber die Täuschung *ohne* einen solchen *gerechten Grund* vollführt, so wäre sie freilich kein gültiger Eid, aber eine *sündhafte Lüge*. Können Sie leugnen, Herr Graf, daß diese Darstellung den wahren Geist der katholischen Moral widerspiegelt, oder können Sie behaupten, daß dieser Sachverhalt aus Ihrer Darstellung für den moralphilosophischen Laien erkennbar war

Fall 4: Die Absicht, zu schwören, fehlte, es wurde nur die Eidesformel mechanisch nachgesprochen. — Wissen Sie, was das heißt, Herr Graf? Es heißt nichts anderes als: *Niemand darf listigerweise, wider seinen Willen, in einen Eid verstrickt werden*. Ich darf niemandem sagen: Bitte, lies mir einmal diese Schwurformel vor! und ihn sodann packen: Jetzt hast du einen Schwur geleistet und bist durch ihn gebunden! Und diese völlig klare Bestimmung — auch im römischen Recht wird gelehrt, daß es keine gültige Sponsion ist, wenn jemand die Sponsionsformel ohne die Absicht, sich zu verpflichten, spricht — diesen Satz machen Sie der Moraltheologie des hl. Alfons zum Vorwurf?

Fall 5 und 7: Die Absicht, zu schwören, fehlte, es wurden nur die Worte »Eid« und »Schwur« gebraucht. — Das bedeutet: wenn jemand im *Scherz* sagt. »Einen Eid darauf!« oder wenn unter Liebesleuten die Beteuerung fällt: »Ich schwöre dir ewige Treue!«, so liegt *kein gültiger Eid* vor. Wohl aber *kann* in solchen Fällen eine *Sünde* gegen das Gebot, den Namen Gottes nicht eitel zu nennen, oder eine *sündhafte Täuschung* vorliegen. Was haben Sie dagegen

1 Nebenbei, es ist aber nicht wichtig: Jesus von Nazareth hat das Schwören überhaupt verboten (Mt 5.34)

einzuwenden, Herr Graf? Sie wollten wirklich jeder unbedachten Äußerung, in der das Wort »schwören« vorkommt, bindende Kraft beilegen?

Fall 6: Es wurde allerdings ein Falscheid geschworen, weil nur durch ihn ein gerechter Anspruch durchgesetzt werden konnte. — Hier müßte ich, um ein endgültiges Urteil zu fällen, den Wortlaut der Stelle bei Liguori vor mir haben. Aber ich darf wohl *vermuten*, daß sie sich auf den Fall des *aufgetragenen* Eides bezieht, der nur entweder geschworen oder abgelehnt werden kann. Wenn also zum Beispiel ein Geschworer — ich denke an Fälle, die mir aus *Benthams* Werken erinnerlich sind — die Schuldfrage: »Ist der Angeklagte schuldig, mit Waffen in der Hand das Vaterland verraten zu haben?« nur entweder mit Ja! oder mit Nein! unter seinem Eide beantworten kann; wenn er aber die Überzeugung gewonnen hat, daß der Angeklagte in der Tat ein Verräter ist, jedoch keine Waffen gebraucht hat; und wenn er weiß, daß die Verneinung der Frage den Freispruch bedingen würde: dann — das wäre der Sinn der fraglichen Bestimmung — darf er die Frage unter seinem Eide bejahen. Und eine schreckliche Immoralität wäre das in der Tat!

Fall 8 und 13: Der Eid betraf eine unerlaubte Sache, resp. er verstieß offenbar gegen das öffentliche Wohl. Nun, Herr Graf? Ist Ihnen das nicht recht? Wenn einer geschworen hat, den König zu ermorden, soll er bei schwerer Sünde verpflichtet sein, den Mord auszuführen? Die Kirche antwortet: in diesem Fall war es eine *schwere Sünde*, den Eid *abzulegen* — dies *verschweigen* Sie, obwohl Sie es *wissen* müssen, — aber es wäre eine *zweite schwere Sünde*, ihn zu *erfüllen*. So die Kirche! Und was sagen Sie, Herr Graf?

Fall 9: Der Eid betraf eine höchst überflüssige, unnütze Sache. Das heißt, man darf mit dem Eid nicht Schindluder treiben. Man kann nicht schwören, daß man mit dem linken Fuß aus dem Bett steigen wird. Ein solcher Eid ist *ungültig*, weil er eine *Beleidigung Gottes* darstellen würde, nach 2 Mose, 20.7. Soll auch das für die Verderblichkeit der »ultramontanen« Moral zeugen?

Fall 11: Der Eid wurde in ein anderes, Gott wohlgefälligeres Werk umgewandelt. Nun, wir wissen beide, wie das *gemeint* ist. Es hat sich z. B. jemand eidlich verpflichtet, drei Tage der Woche zu fasten. Nun tritt er aber in einen Orden, der sein ganzes Leben Gott weiht, jedoch nur zwei Fasttage in der Woche anerkennt. Dem soll der Eid nicht im Wege stehen. O über diese laxen Moralität!

Fall 12: Der Eid verletzt das Recht eines Vorgesetzten. Der Mensch kann, wie überhaupt, so auch eidlich, nur über das verfügen, was ihm gehört. Er darf nicht in das Recht eines Dritten eingreifen. Der Expeditor darf nicht schwören, daß er einen Brief seines vorgesetzten Beamten nicht expedieren wird. Schwört er es dennoch, so ist der *Eid sündhaft*, aber die *Erfüllung* wäre *wiederrum sündhaft*. Man sollte meinen, etwas Selbstverständlicheres könnte nicht gedacht werden.

Fall 14: Der Papst hat vom Eide dispensiert. Und ist das nicht in der Ordnung, daß, wenn sich die Verhältnisse ändern, wenn die gelobte Tat jetzt einen ganz andern Charakter hätte, als sie zu haben schien, da der Eid geschworen wurde, daß es in solchen Fällen einen Ausweg gibt? Daß ein Mensch nicht unwiderruflich ge-

bunden ist, aber auch nicht selbst befugt, sein eigener Richter zu sein, sondern angewiesen, die Entscheidung der höchsten Autorität anzurufen? — womit natürlich nicht behauptet werden soll, daß diese Autorität von ihrem Rechte stets den umsichtigsten Gebrauch gemacht hat.

Und nun zum Schluß, Herr Graf, zu Nr. 10: »Zur Zeit, als ich den Eid leistete, hielt ich seinen Inhalt für richtig und gut, jetzt aber nicht mehr«. Dies also halten Sie für unmoralisch? Dann frage ich Sie: wie konnten Sie denn aus dem Jesuitenorden austreten? Zwischen votum und iuramentum ist doch in dieser Hinsicht gar kein Unterschied. Hätte mich jemand um ein Urteil über Ihren Schritt gefragt, ich hätte geantwortet: Meiner Ansicht nach war Graf H. hierzu durchaus berechtigt; er glaubte in seinem Gewissen einzusehen, daß die Verpflichtung, die er auf sich genommen, eine unrechte sei; also entledigte er sich ihrer. Nun Sie aber selbst diesen Standpunkt verwerfen, weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll. Erst etwas tun, und dann die Ansicht, welche dieses Tun für moralisch zulässig erklärt, als unsittlich verdammen — bei diesem Gipfelpunkt der Inkonsequenz bleibt mir der Verstand, und damit auch die Feder stehen.

* * *

Das Duell ist ein Verbrechen. Wir wollen es auch fernerhin bei dieser durch das Strafgesetz begründeten Überzeugung bewenden lassen und darauf verzichten, die Ansicht der Herren Dr. Lueger und Dr. Neumayer zu prüfen, die den Zweikampf — nach einem bekannten Bonmot — für mehr als ein Verbrechen, für eine Dummheit erklärt haben.

*

Der erste Staatsanwalt, Herr Dr. v. Kleeborn, hat neulich für den Angeklagten, der sich wegen des Verbrechens der Herausforderung zum Zweikampf zu verantworten hatte, den »mildernden Umstand« geltend gemacht, daß er gröblich beleidigt war. Hätte aber Herr v. Ofenheim gefordert, ohne zuvor ein »boshafter Narr« genannt worden zu sein, so wäre er ein *gefährlicher* Narr, der nicht dem Urteil des Richters, sondern des Psychiaters untersteht. Herr Dr. v. Kleeborn führte als mildernden Umstand an, was die Voraussetzung des Verbrechens ist. ... Die liberale Presse hat am nächsten Tage von einer Blamage gesprochen natürlich der beiden Bürgermeister.

*

[Jour bei Ofenheims]

Das war der Tag des Herrn v. Ofenheim. Oder vielmehr: sein Jour. Ein befrackter und weißbehandschuhter Diener empfing die Gäste an der Schwelle des Gerichtssaales, und im Verteidigerzimmer wurde während der Verhandlung ein opulenter Lunch aufgetragen. Herr Dr. v. Ofenheim, will eben auch als Verbrecher nicht gar zu ernst genommen werden. Der Herausforderer aus ungestilltem Reklamebedürfnis darf mit dem Verlauf der Gerichtsverhandlung zufrieden sein. Er konnte sich der Abstammung von einem Vater, der Eisenbahnen *weder* mit Sittensprüchen *noch* mit faulen Schwellen gebaut haben wollte, und von einem Großvater rühmen, den er Ehrenbürger der Stadt Wien und Offizier nannte. Der Großvater war freilich bloß Offizier mit Nachsicht des militärischen Charakters, nämlich Bürgerwehrrhauptmann, und, wie aus den seither von Herrn Dr. v. Ofenheim selbst veröffentlichten Doku-

menten über das »Ehrenbürgerrecht« hervorgeht, Bürger mit Nachsicht des bürgerlichen Berufs.

*

Parlamentarischer Brauch verbietet, den Kaiser in die Debatte zu ziehen. Aber im Gerichtssaal durfte ein Angeklagter ungerügt ausrufen: »Hüten Sie sich, mir eine Strafe zu diktieren, denn der Kaiser hat es verboten!« Frau Themis war an jenem Tage nicht aus ihrer guten Laune zu bringen; sie blinzelte bloß ein wenig unter der Binde und wollte als »Dame des Hauses« die Gemütlichkeit des Jours nicht stören.

* * *

[Zur Börsenreform]

Herr Weiss v. Wellenstein und die 'Fackel' haben sich gemeinsam ein nicht geringes Verdienst um die Börsenreform erworben. Herr Weiss hat in der Terminhandels—Enquete dem Vorwurf, daß einzelne Börsenusancen die Interessen der wirtschaftlich Schwächeren verletzen, den Nachweis entgegengestellt, daß das Schiedsgericht der Wiener Börse für landwirtschaftliche Produkte häufig nicht nach den Usancen, sondern nach »Treu und Glauben« urteilt. Und die 'Fackel' hat (siehe Nr. 62 # 08, 09) dargetan, was es bedeutet, daß rechtsunkundige Richter sich nicht einmal an jene zweifelhaften Rechtssatzungen, die sie kennen, an die Usancen, halten und daß der Willkür, die sie als Treu und Glauben interpretieren, freier Spielraum gewährt wird, weil der einzige Jurist, der an ihren Verhandlungen mit beratender Stimme teilnimmt, ein von der Börse angestellter und bezahlter Beamter ist. Die Börsenvertreter haben in der Enquete immer wieder verlangt, man solle »Fälle« aus der schiedsgerichtlichen Praxis der jüngsten Zeit namhaft machen. Aber das war nicht möglich, und es war — nach den Ausführungen des Herrn Weiss und der 'Fackel' — auch gar nicht nötig. Die Regierung hat eingesehen, daß die Obmänner der Börsen—Schiedsgerichte richterliche Beamte sein müssen, und so sind zu dem § 7 der kürzlich eingebrachten Vorlage über die Börsenreform nur noch die folgenden Forderungen zu stellen: Der Paragraph hat nicht nur für Warenbörsen, sondern auch für die Effektenbörse zu gelten. Die dem Börsen—Schiedsgericht zugeteilten richterlichen Beamten dürfen nicht, gleich den landesfürstlichen Kommissaren, von der Börse honoriert werden. Die richterlichen Beamten haben so häufig abgelöst zu werden, daß die Befürchtung, sie könnten in Börsenanschauungen verknöchern, widerlegt wird und daß alle Richter beim Handelsgericht der Reihe nach den Börsenkursus absolvieren.

*

Im übrigen sei hier von der kürzlich eingebrachten Regierungsvorlage über den Getreide—Terminhandel heute nicht die Rede. Es wird sich ja zeigen, ob ein börsenfreundlicher Sektionschef im Ackerbauministerium alle Produzenten Österreichs und eine Dreiviertelmajorität des Abgeordnetenhauses, die die Abschaffung des Getreide—Terminhandels in ihr Programm aufgenommen hat, verhöhnen darf. Die Regierung will die weitestgehenden Wünsche der Börseaner erfüllen, die Gültigkeit des Differenzgeschäftes über das Gesetz vom Jahre 1875 hinaus, das nur die Differenzforderungen aus eigentlichen Börsengeschäften für klagbar erklärt, auf alle protokollierten Kaufleute ausdehnen. Wer eine gewisse Summe — deren Höhe sich nach dem Ort, an dem er sein Geschäft betreibt, richtet — bezahlt, der soll auch für fähig erklärt werden, bindende Verpflichtungen durch Börsenspekulationen einzugehen. Ein Papierhändler muß also vom Weizenhandel etwas verstehen. Die Regierung hat's verordnet. Und warum auch nicht? Handelt es sich doch nur um

Papierweizen! ... Aber das Parlament wird hoffentlich nicht so witzig aufgelegt sein wie Herr Sektionschef v. Beck. †

* * *

[Ehrenmitglied der »Concordia«]
Der achtzigjährige Herr v. *Carneri* hat an dem Tage, da er das Diplom als Ehrendoktor der Wiener Universität erhielt, die Versicherung gegeben, »daß nichts in seinem Leben ihn so stolz gemacht habe wie die Ernennung zum Ehrenmitglied der Wiener Concordia«. Aber man darf in dieser törichten Äußerung keine absichtliche Beleidigung der Universität erblicken, und man muß einen weltfremden Greis am Abend seines ehrenhaften Lebens gegen die Mißdeutung schützen, als ob er gegen die dogmatische Fesselung des Schrifttums gekämpft hätte, um seiner Knechtung durch das Kapital, seiner Entwürdigung zur Metze jedweden zahlungsfähigen Gelüstens zuzustimmen. Sicherlich glaubt Herr v. *Carneri* in eine Gesellschaft freier Schriftsteller aufgenommen zu sein, und er, der Jahr für Jahr als Volksvertreter die Bewilligung des Dispositionsfonds versagt hat, ahnt nicht, daß er heute die unersättlichsten Nutznießer dieses Fonds als Kollegen begrüßt. Aber gönnen wir der Börsenpresse die Achtung derer, die sie nicht kennen. Gönnen wir der 'Neuen Freien Presse' auch die »Verehrung«, die ihr kürzlich von dem ungarischen Ministerpräsidenten in öffentlicher Parlamentssitzung ausgesprochen ward, und freuen wir uns nur, daß es in unserem öffentlichen Leben, seitdem die in ihm Tätigen die liberale Journalistik gründlich mißachten gelernt haben, denn doch besser geworden ist und daß kein österreichischer Minister den Ausspruch wagen dürfte, er verehere z. B. den 'Pester Lloyd'. Und wenn auch die Nachfolger des Herrn v. *Gautsch* noch immer »Österreich ohne die 'Neue Freie Presse' nicht regieren« können, so dürfte sich doch keiner mehr erdreisten, dies offen zu bekennen. Ist es nicht erhebend, daß selbst Herr v. *Hartel* schon geringschätzig über die Wiener Zeitungen, »von der 'Neuen Freien Presse' bis zur 'Arbeiter—Zeitung' *hinab*«, spricht? Über die merkwürdige Rangordnung, die der Unterrichtsminister innerhalb der Wiener Publizistik statuieren möchte, sei nicht an dieser Stelle mit ihm gerechnet; kein Strafrichter könnte Herrn v. *Hartel*, wenn ihn das Organ der sozialdemokratischen Partei belangte, freisprechen. Es ist ein eigenes Verhängnis: Mag auch eine entschiedene Stärkung des im Preßdienst erweichten Rückgrats zu verzeichnen sein, — der alte Zauber wirkt doch fort. Österreichische Minister blicken mit Verachtung zur 'Neuen Freien Presse' *hinauf* ...

* * *

[Peregrinus Ganz]
In Frankfurt a. M. erscheint das 'Freie Wort', in welchem ein Herr *Peregrinus* den Grafen *Goluchowski* in vehementer Weise bekämpft. Nicht nur der Minister des Äußern, sogar das Äußere des Ministers mißfällt dem grimmigen Mann. Daß er den schlechten Geschmack hat, Herrn *Kanners* Anti—*Goluchowski*—Politik zu kopieren, wäre an sich nicht interessant. Das Amüsante an der Sache liegt aber in der Persönlichkeit des Herrn *Peregrinus*, der in der Wiener 'Neuen Freien Presse' unter dem Namen *Hugo Ganz* den Grafen *Goluchowski* in den Himmel hebt.

* * *

[Aus einer Theaterkritik]

Aus einer Theaterkritik: »Den Schluß machte Friedrich Ludwig Zacharias Werner, er, der als Freimaurer begann, als katholischer Prediger endete. 'Der 24. Februar', den wir heute von ihm sahen, war seine einzige Tat. — — Was immer man gegen Zacharias Werner einwenden mag, *Stimmung zu machen verstand* er.« ('Neue Freie Presse', 15. November.)

Nach ihm aber kamen Dramatiker auf, die sich von ihm nur dadurch unterscheiden, daß sie vermutlich nicht als katholische Prediger enden werden. Sonst gleichen sie ihm vielfach: Sie begannen als Freimaurer und verstehen es, Stimmung zu machen.



[Das Jung—Wiener—Theater zum lieben Augustin]

Vor einem die geistige und gesellschaftliche Elite Wiens umfassenden Publikum debütierte heute auf der Wiedner Bühne das »Jung—Wiener Theater zum lieben Augustin« mit entschiedenem künstlerischen Erfolg. Das Programm zeigte literarische Feinfühligkeit, gepaart mit theaterpraktischem Verständnis. Die szenische Bearbeitung von Uhland—Schumanns »Sängersfluch¹« hatte durchschlagenden Erfolg. Sämtliche Mitwirkenden wurden wiederholt gerufen. Ein geistvolles Schattenspiel erkämpfte sich durch poetischen Feingehalt Beifall. Hansi Niese war in ihren Vorträgen von entzückender Komik, Karl Streitmann erfreute seine alten Verehrer durch seine prachtvolle Stimme, reich mit Beifall bedacht wurde Frank Wedekind; Josef Beeth, Josef Mathieu, Leopold Natzler, Rosa Frank fanden die beste Aufnahme. Das originelle Außenarrangement und Hugo Felix' musikalische Leitung verdienten und erhielten alles Lob. Das »Jung—Wiener Theater« darf nach dieser glänzenden Premiere auf das Interesse der literarischen Kreise rechnen. ,

Siegfried Löwy im 'Berliner Börsencourier'
vom 17. November 1901.

»Sind Sie dabei gewesen?« Augenzwinkernd stellt man die Frage, und der andere nickt oder verneint, aber versteht ohneweiters. Auf den Straßen der Stadt wechseln einander fremde Menschen den Verständnissblick alter Bekannter, die einstens irgend ein besonderes Erlebnis zusammenführte; geschworne Feinde tauschen verschmitzten Augengruß, und ein Losungswort der Verständigung scheint gefunden, das, sobald es auffliegt, überall jene »nicht endenwollende« Heiterkeit löst, die sonst nur über Auftrag begeisterte Reporter erlügen. Auf längere Zeit hinaus haben jetzt die Leute in Wien die Fähigkeit eingebüßt, ernsten Situationen ernst zu begegnen, und aller Ausdruck scheint so sehr zur lächelnden Miene erstarrt, daß man vor dem Gedan-

1 "Des Sängers Fluch", eine Ballade Ludwig Uhlands, von Robert Schumann vertont

ken schaudert, ein tragisches Ereignis, das etwa die Stadt heimsuchte, könnte auf so frevle Behaglichkeit stoßen. Irgendwo bricht ein Feuer aus, aber anstatt zu retten, beginnt der Familienvater zu kichern, weil ihm das gewisse Lösungswort einfällt: »Alles ist hin ... !«

Eine ganze Stadt singt's heute im Chorus und gibt den wehmütig—heiteren Refrain jenem lieben Augustin zurück, der zur Zeit lebte, als die große Pest hereinbrach, und in der Ära des Überbrettls wieder auferstand.

Nie ist in kürzerer Frist ein künstlerisches Beginnen populärer geworden als jenes, das neulich zugleich sein künstlerisches Verenden fand. Die Grundgesetze humoristischer Wirkung, die man in einer aller ästhetischen Zucht abtrünnigen Gegenwart längst zerstört glaubte, erscheinen durch das »Jung—Wiener Theater zum lieben Augustin« wieder in Kraft und Geltung gesetzt. Wenn das Wesen des witzigen Humors als die »Auflösung einer gespannten Erwartung in Nichts« zu definieren ist, so mag man dem modernen Varieté als der fortgeschrittensten Verkörperung dieses Genres geradezu theaterhistorische Bedeutung zusprechen. Eine durch die Überreklame eines halben Jahres genährte Spannung und ein Nichts, wie es in reinerer Vollen- dung wohl auf keiner Bühne der Welt bisher geboten wurde: das erklärt die fabelhafte Wirkung, die jene Premiere des 16. November im Theater an der Wien geübt hat. Weit mehr als die Erregung des »Interesses der literarischen Kreise«, die Herr Löwy bescheiden in Aussicht stellte, ward hier erreicht. Alle Schichten sind dermaßen von dem Verständnis für die Bedeutung des Ereignisses penetriert, daß man füglich behaupten kann, es habe sich in einer Woche vollzogen, wozu das Volksgefühl sonst ein Säkulum braucht: die Umprägung von Schlagworten, die fortab ganz andere Begriffe decken werden. Der Name »Augustin«, bei dem man lange Zeit an einen Volkssänger, dann flüchtig an den Leiter eines modernen Varieté denken mußte, ist von nun an ein Schimpfwort, das zur Verstärkung des Begriffes Hochstapler dient, und »jungwienerisch« wird im Volksmund die Bezeichnung für eine Sache sein, die man bisher mit einem zarteren Worte wie: faul, brüchig, pleitehaft umschrieben hat. Nur das Wort »Theater« hat seinen alten Sinn behalten: Tummelplatz aller durch Preßgunst gestützten Talentlosigkeit, Sammelbecken für allen Unflat und alle geistigen Rinnsale einer Epoche.

Aber vielleicht hat das Debüt des Jungwiener »Cabaret« auch hier erfreulichen Begriffswandel bewirkt. Sicher ist, daß so erschütternde, im höchsten Sinn künstlerische Antithesen die pedantische Wirklichkeit, die mit Übergängen und Nuancen arbeitet, sonst nicht zu schaffen pflegt. Die Explosion des überheizten Dampfkessels der Reklame: Wer dabei war, preist sich glücklich. Er hat einen historischen Moment erlebt, und der perverse Sinn des modernen Theatergängers zögert nicht, diese grandiose Überraschung, die ihm nach täglich erneuten Verheißungen Unvermögen und Impertinenz bereitet haben, der normalen Langeweile vorzuziehen. Aber war's nicht auch sonst eine Überraschung? Wahrlich, es wäre ein erhebender Gedanke, einmal, nach Jahren, der lauschenden Kinderschar erzählen zu können: Ich war in dem Augenblick zugegen, als die Macht eines frechen Klüngels, der den Kunstgeschmack einer Stadt und eines Landes durch Jahrzehnte terrorisiert, der die Ertragsmöglichkeit einer reichen Kultur in früher nie geschaute Dürre verwandelt und jeden Kunsthalm, der auf dem verwüsteten Felde dennoch sprießen mochte, mit einem täglich zweimal erscheinenden Mordwerkzeug ausgejätet hat: ich war dabei, als diese Macht zu Falle kam; ich war bei der Vertreibung literarischer Hyksos zugegen, ich habe es erlebt, wie ein gutmütiges Publikum, das allen Hohn und alle Marter ertragen hatte, plötzlich zur Besinnung kam und in einem Aufschrei sich des Drucks zu lange geduldeter

Fremdherrschaft entledigte. Oder ist's Übertreibung, den Ärger über ein schlecht zusammengestelltes Vortragsprogramm im Sinne allgemeiner Geschmacksbekehrung zu deuten? Hat bloß eine Clique gegen die andere demonstriert? Die von Gesundheit und Spießbürgerstolz strotzende gegen die der Snobs und Ästheteten? Ich kann, wo Geschäftsmacherei die verschiedensten Tendenzen einigt, so feine Differenzierungen nicht gelten lassen, namentlich nicht, seitdem ein spekulatives Talent wie Hermann Bahr gerade durch die Verbindung philiströser und dekadenter Elemente seinen Weg bis zur marktbeherrschenden Bedeutung gemacht hat. Daß die Empörung des Publikums, wie sie an jenem Abend zur Decke emporschlug, schließlich in der nicht unmittelbar *materiell* interessierten Publizistik ihren Ausdruck finden *mußte*, kann auch den unbedingten Verächter ihres Berufes, dieses Berufs zur Lüge, nicht überrascht haben. Und wenn in der 'Neuen Freien Presse' die Wahrheit zu lesen war, so ist dies vielleicht einem redaktionellen Versehen zuzuschreiben; man hatte den Gerichtssaalberichterstatte entsendet, den eine langjährige Erfahrung in dem Milieu von Lug und Trug und Hochstapelei sich so gleich zurechtfinden und den Tatbestand erkennen ließ.

Auf jener Bühne, deren altwienersische Tradition schon durch den Namen des vor ein paar Jahren erst eingewanderten Direktors entehrt ist, hat sich das seltsame Ereignis abgespielt. Naturen, die sich im Handel mit Paprika voll ausleben könnten, haben unserem Theaterleben längst ihren Stempel aufgedrückt, der als Warenmarke gegen Nachahmung endlich geschützt werden sollte. Was Herr Karczag versuchte, dazu hielt sich vor ihm schon Gabor Steiner berufen: Rettung des verfallenden Wienertums der Vorstadtbühne. Aber nur wer, wie die Librettisten der neuen Carltheateroperette, eine Maschuse für ein süßes Wiener Mädel hält, mag die Erziehung des Publikums zu transleithanischen Kulturidealen herbeisehnen. Herr Karczag traute sich allein die Kraft nicht zu, das Wienertum zu galvanisieren und mit allem Komfort der Neuzeit auszustatten, und er gesellte sich darum die auf dem hiesigen Platz schon etwas länger akkreditierten Herren Salten und Löwy. Man wird es mir glauben, wenn ich versichere, daß von den drei Namen, die nunmehr inhaltsschwer Euch Wienern genannt werden, Löwy *kein* nom de guerre ist. Aber sein Träger durfte sich auch mehr mit der finanziellen Sicherstellung als mit der »wienerschen, Note«, die ja an der Börse noch keinen Kurs hat, befassen, während die neuen, bisher noch nicht gehandelten Werte der Wiener Kabarettkunst durch die beiden anderen Herren in Umlauf gebracht werden sollten: durch jenen Zsiga Salzmann, der sich sichtbarlich hinter dem kühn geschwungenen Adelsnamen verbirgt, und Herrn Vilmos Karczag, der törichterweise den im Literaturreiche längst heimischen Namen Karpeles verschmähete.

Wer Siegfried Löwy ist, brauche ich seinen Wienern nicht zu sagen. In zwiefachem Sinne ist er mit der Kulisse verknüpft, und man weiß, daß er in dem Wiener und dem Berliner Blatt, in denen er auf die Theater— und die Börsenkurse Einfluß nimmt, zuletzt wiederholt das Wort ergriffen hat, um die Notwendigkeit des Gedeihens einer modernen künstlerischen Schaubühne, an der er finanziell beteiligt ist, zu begründen. »Das Bedürfnis nach Heiterkeit«, schrieb er kurz vor dem Eröffnungsabend, »hat sich mit geradezu explosiver Kraft wie durch ein *frei gewordenes Ventil* beim Überbrettel entladen.« Aber das Jung—Wiener Theater werde bei der Absicht einer Veredlung des Varieté nicht stehen bleiben und »kleine groteske Einakter bringen, bei welchen sich die Schauspieler in der Art von Marionetten bewegen werden.« Man muß von dem schlechten Deutsch, bei welchem Herr Löwy seine künstlerischen Plane enthüllte, absehen. Aber man wird zugeben, daß er nicht zu viel versprochen

und alles, was er versprach, gehalten hat; tatsächlich haben bereits die in das Vordertreffen der Uhland'schen Ballade geschickten Sänger bewiesen, daß sie in der Art von Marionetten sich zu bewegen imstande sind. In seinem Programmartikel — er ist in der 'Österreichischen Volkszeitung' vom 9. November veröffentlicht — hob Herr Löwy des weitern hervor, daß das Wienertum, wie es sich bis zu seiner Intervention auf der Vorstadtbühne breit gemacht habe, unecht sei. Sicherlich ist er der berufene Mann, diesem Übelstand abzu- helfen, und darum faßte er auch — ich zitiere wörtlich — »den Entschluß, die große theatralische Bresche in Wien auszufüllen«, die aber natürlich — Herr Löwy verwahrt sich wiederholt dagegen — mit dem frei gewordenen Ventil des Herrn v. Wolzogen nicht zu verwechseln ist ... Und Herr Löwy hat, da der Versuch bekanntlich fehlschlug, getan, was ein Mann in seiner Lage tut, der mit zehntausend Gulden — Überschätzer seiner Talente sprechen von zwanzigtausend — an einem Unternehmen beteiligt ist. Er hat, nachdem er Wochen hindurch die Leichtgläubigkeit seines Wiener Publikums in eigener Sache vergebens auszunützen versucht hatte, den Mut seiner Konsequenz gehabt und den Berlinern, die gleichfalls seine Stimme hören, den »entschiedenen künstlerischen Erfolg« einer »glänzenden Premiere«, die »literarische Feinfühligkeit« des Programms, »gepaart mit theaterpraktischem Verständnis«, den »durchschlagenden Erfolg« der Schändung von Uhland's und Schumann's Gräbern, ja den »Beifall« nach dem niedergetrampelten Schattenspiel vorgelogen. Das ist nicht mehr *Korruption*, wie man sie anständigen Kollegen des Herrn Löwy zum Vorwurf macht. Nein, Herr Löwy hat — das reichsdeutsche Strafgesetz exkulpiert in solchem Falle — »in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt«, und die Redaktion des 'Berliner Börsencourier' beging bloß die Ungeschicklichkeit, dem Wiener Spezialbericht nicht die Bemerkung voranzuschicken: »Von unserem Wiener Korrespondenten, der mit 10.000 Gulden an dem Gedeihen des Jung—Wiener Theaters interessiert ist, erhalten wir die nachfolgende Darstellung des Verlaufes der Eröffnungsvorstellung«. Gerade für den Berliner Leser wäre ein solcher Kommentar zum Verständnis der ganzen, durch widersprechende Korrespondenzen ein wenig verwirrten Sachlage notwendig gewesen. Denn wenn die Wiener am ersten Augustin—Abend bloß die Claqueure und Herrn Bahr applaudieren sehen und diesen am andern Tage brünstige Segenswünsche für das Unternehmen emporflehen hören, so weiß jeder, daß der Mann, wenn nicht, wie Eingeweihte behaupten, mit 4000 Gulden, so doch jedenfalls mit einer zur Aufführung bestimmten Pantomime an dem Jung—Wiener Unternehmen beteiligt ist. Ich für meine Person traue Herrn Bahr, der bloß animiert, aber nicht kauft, die Investition einer Geldsumme für modern—literarische Zwecke nicht zu; aber das warme kritische Interesse, das er an einer Bühne nimmt, der eine seiner Schöpfungen anvertraut ist, ist mir aus analogen Fällen bekannt. Anders steht es mit Herrn Löwy, der in die Fährlichkeiten der literarischen Inkompatibilität nicht geraten kann, da er zwar mit den Händen redet, aber keine Pantomime schreibt, und dem eine kleine Spekulation in Augustin—Aktien wohl zuzutrauen ist.

Daß sie verfehlt war, müssen selbst jene Kritiker zugeben, die der Eröffnungsabend — von dem bloß mit einer Quaste bekleideten Fräulein Sartori bis zu Herrn Kolo Moser mit seinem berühmten »Velum« — in einen Begeisterungsrausch versetzt hat. Sie sind zwar so dreist, die Nüchternheit des Publikums anzuklagen, aber nicht dreist genug, um sie zu verschweigen. So Herr Hevesi, bei dem materielle Rücksichten nicht im Spiele sind und der an der Gründung bloß mit seiner kapitalen Kritiklosigkeit beteiligt ist. Diesem gereiften Herrn, der vor einer Kolo—Moser'schen Tapete die Besinnung und Würde

verliert und der puerilsten Ekstasen fähig ist, mag man es übel nehmen, daß er seine Johannistriebe in Gegenwart spottlustiger Zeitungsleser befriedigt. Aber ernstlichen Verweises ist höchstens die Überhebung wert, mit der er den gerechten Protest, den das Publikum gegen die barbarische Verschandlung der Rivière'schen Schattenbilder erhob, als eine »Krähwinkelei« zu höhnen wagte. Mit besserem Rechte wird Herr Löwy für sein kritisches Eigenlob sich jedenfalls auf seinen Direktionsgenossen Salten berufen können, der sich am Tage nach dem Schattenspiel—Skandal und nachdem die szenische Einrenkung des Uhland'schen Gedichtes verlacht worden war, in seinem eigenen Blatte, der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' — in einem nicht unterzeichneten, aber von einer Frau Zuckerandl geschriebenen Feuilleton — seine »feine Regiekunst« und sein »Verständnis für moderne Interpretation« bestätigen ließ. »Direktor« Salten habe — ich zitiere wörtlich — »bewiesen, wie richtig und vornehm er die wahre Moderne auffaßt«. »Eine Persönlichkeit, die wie er die künstlerischen Enunziationen der Zeit so feinfühlig aufnimmt«, werde »es verstehen, der Popularisierung moderner Stimmungswerte durch die Bühne den Weg zu ebnen«. Gegenüber der Vorsicht des Herrn Löwy, der mit seinen Lügen nach Berlin flüchtet, ist die Kühnheit einer Wiener Redaktion, die solches drucken läßt und nicht einmal gegen eventuelle Gewalttätigkeiten Vorsorge trifft, aller Bewunderung wert.

Und nun mag es an der Zeit sein, über den Organisator einer der beschämendsten Niederlagen, dessen kühne Stirn, da er heimkehrte, Frau Zuckerandl mit dreimal gespaltenem Lorbeer umwand, ein besonderes Wörtchen zu sagen. Die modernen Stimmungswerte, die er zu popularisieren versucht hat, sind Herr Natzler und jenes Fräulein Sartori, das Besuchern der Gabor Steiner'schen Kunststätte unter dem Namen Olly—Jolly und als schwächliche Epigonin der Mizi—Gizi bekannt war. »Eine Persönlichkeit wie Herr Salten versteht« weder etwas, noch wird sie, wenn man ihr zur »Rekonstruktion« des Jung—Wiener Theaters, die jetzt in Aussicht gestellt wird, »Zeit läßt«, Gelegenheit haben, irgend etwas zu »zeigen«, da sie die sechsmonatliche Gelegenheit zwischen der ersten Notiz und dem Eröffnungsabend so schmachvoll vertan hat. Das österreichische »Wir können warten« darf — dies sei mit Nachdruck erklärt — unter keinen Umständen auf die Erwartung eines »wahren und wirklichen« Jung—Wiener Theaters bezogen werden, und das Publikum ist durchaus nicht gesonnen, die Politik des Fortg'frettens auf dem Gebiete des Überbrettls gelten zu lassen, da es die äußersten Genüsse, die seiner nach der »Rekonstruktion« harren, rascher und billiger von der schlechtesten Volkssängertruppe beziehen kann, ohne das unter allen Umständen peinliche Gefühl einer Demütigung des Theaters nach Hause zu tragen. Wenn aber dieses Publikum im Blatte des Herrn Salten getadelt wird, weil es für die Individualität eines Frank Wedekind »kein Verständnis« bewiesen, weil es das dilettantische Absingen im 'Simplicissimus' wirksamer Strophen nicht goutiert habe, so weckt dies die für die Zukunft des lieben Augustin gewiß nicht erfreuliche Erkenntnis, daß Herr Salten selbst durch Schaden nicht klug geworden ist. Denn das allergeringste Verständnis für die Individualität Wedekind's hat Herr Salten bewiesen, indem er ihn vor ein zweitausendköpfiges Publikum hinausstellte, dessen Anblick den an intimen Kneipabenden Bewährten nach seinem eigenen, vor Wiener Freunden abgelegten Geständnis völlig aus der Fassung gebracht hat. Und mit ähnlich grausamer »Härte«, die er nun dem Publikum zum Vorwurf machen läßt, hat er sich an Rivière und den intimen Farbenwirkungen des »Juif errant« vergangen. Zu voller Geltung wußte er bloß den Tenor Streitmann zu bringen, den wir längst nach Berlin entrückt glaubten und auf dessen Verlust wir die ganze liebe Zeit

so stolz waren, während es ihm freilich nicht gelingen konnte, Frau Niese um ihre schon früher errungene Geltung zu bringen. Jede Entdeckungsreise, die Herr Salten innerhalb des letzten Halbjahres unternommen hat, Abfahrt und Ankunft, wurde von Wien aus mit Böllerschüssen der Reklame begleitet. Herr Salten hat in Paris das Kabarett studiert, und er brachte uns Herrn Streitmann. Herr Salten fand, daß »zwischen Drama, Epos und der Lyrik sich Formen eingeschoben haben, welche Kristallisationen sind aller vibrierenden, sensitiven, erregenden, scheinbar flüchtigen und doch perspektivisch tief wirkenden Empfindungsmomente der Zeitpsyche«, und er entdeckte Herrn Natzler ...

Die Banausenforderung, daß nur *der* Kritik üben dürfe, der es selber besser machen kann, ist längst auch vom simpelsten Verstand über Bord geworfen. Aber noch gilt die gesunde Meinung, daß, *wenn* er's macht, der Kritiker es in der Tat besser machen müsse. Indes, Herrn Salten trifft ärgeres Verschulden als den und jenen Pressrichter, der irgend einer Direktion ein Stück aufgedrängt hat und nun seinem produktiven Können ein beschämendes Armutzeugnis holt. Denn der Arrangeur des Jung—Wiener Theaters zum lieben Augustin ist am 16. November dieses Heilsjahres als Rezensent durchgefallen. Die Blamage des Selbstschaffenden, den man so oft das große kritische Wort führen hörte, ist ihm vorläufig erspart geblieben. Nur mit seinem Urteil mußte er an jenem Abend mitwirken, und sechs Monate hatte er Zeit gehabt, sich auf die drei Stunden, in denen seine Truppe dem leicht befriedigten Amusementbedürfnis des Wiener Publikums genügen sollte, vorzubereiten. Gegen die eigenen Schauspieler bedurfte es nicht einmal jener kritischen Unerbittlichkeit, die Herr Salten seit Jahr und Tag gegen die Schauspieler des Kaisers anwendet, und der Geschmack eines Zuschauers hätte ausgereicht, um mindestens den Skandal der Balladenszenierung zu verhüten. Vor zwei Jahren griff Herr Salten den Direktor des Burgtheaters maßlos an, als in diesem Hause der unglückliche Einfall einer dramatischen Verbildlichung von Schillers »Glocke« immerhin zu einer Sehenswürdigkeit gedieh, und er schrieb damals mit fürchterlicher Ironie, nun könne man endlich »sehen, wie das ist: 'Leer gebrannt ist die Stätte ...'«; fehle nur »der Mann mit dem Staberl, der auf die Bilder zeigt.« Herr Salten hat nunmehr in der Gestalt des Chronisten in »Des Sängers Fluch« auch den Mann mit dem Staberl nachgeholt, und man sieht jetzt völlig deutlich, »wie das ist, wenn noch eine hohe Säule von verschwundener Pracht zeugt«

Mögen jene an Herrn Felix Salten eine »Enttäuschung« erleben, die die Routine eines literarischen Auslagenarrangeurs für Urteilkraft, die Behendigkeit des alle Empfindungssorten auf Lager haltenden Geschäftsmannes für Temperament halten. Mich wollte es längst dünken, daß das Theaterverständnis dieses kritischen Scharfrichters keiner praktischen Belastungsprobe ausgesetzt werden darf. Ich erinnere mich, daß er, als er einst Herrn Rudolph Rittner den Fuhrmann Henschel spielen sah, es für eine »Tat« erklärte, diesen im schlesischen Dialekt gewandten Schauspieler »zum Götz von Berlichingen zu führen«, und das Ensemble des Herrn Brahm zu klassischen Aufgaben aneiferte; kurz zuvor war der im bayrischen Dialekt gewandte Herr Neuert als alter Miller verhöhnt worden. Aber ich habe Herrn Salten, der originalen Schriftstellern abgelauschte Wendungen allzu oft mit Atavismen abwechseln läßt und den Leser durch Genitive wie »des Mortimers« oder »des Maeterlincks« aus allen Himmeln geschickt erzeugter Illusion reißt, auch nie für einen selbständigen, noch weniger für einen deutschen Stilisten gehalten. Und mir hat nicht einmal die oft gerühmte, weil ohne gymnasiale Vorbildung autodidaktisch erworbene Wissensfülle eines Mannes imponieren können, der

in einem Feuilleton über Henrik Ibsen von der »Erfindung des Dampfes und der Elektrizität« sprach. Nur von dem »Geschmack« unseres Burgtheaterkritikers, der einst dem Lobe eines Darstellers des Prinzen Heinz die präzise Bemerkung hinzufügte: »Freilich ist der Krönungsmantel wie die Krone immer *ein elegantes Tragen*«, nur von seinem Geschmack war ich dermaßen überzeugt, daß sich mir die Weisheit des Journalistenfeindes Bismarck sofort zu der Erkenntnis erweiterte, *welcher* Beruf in diesem einen Falle verfehlt worden war. ...

Ich leugne nicht, daß Herr Salten ein geschickter Mann ist., Er kann launig sein und er kann auf Verlangen auch tief sein, kann den Ton der Klabriaspartie und, wie er's neulich in einer ganz ungewöhnlich zotigen Novelle tat, den Ton der Renaissance treffen; er kann empfindsam sein und Herrn Herzl, der ja auch Redakteur der 'Neuen Freien Presse' ist, zuliebe den tausendjährigen Schmerz des Judentums für ein zionistisches Wochenblatt übernehmen. Herr Salten *kann* manches, aber er *ist* nichts. Und so ist er auch kein Regisseur und Leiter eines Jung—Wiener Überbrettls. Herr v. Wolzogen hat wenigstens durch die Erniedrigung des Freiherrn dem Bürgertum Spaß und Freude bereitet. Die Erhöhung der Herren Salten und Löwy zu Wienern verspricht keine theatralische Zugkraft.

* * *

Als alles hin war ...

Wie man über eine und dieselbe Sache verschiedener Meinung sein kann.

»Und da tanzt nun eine höchst graziöse Person, Fräulein Olga *Sartori*, so leicht, so fein, mit solcher Anmut, daß es wie ein leise vor der Seele schwebender Traum an schwülem, schwülem Sommernachmittage wirkt.«
'Neues Wiener Tagblatt', 17. Nov.

»Dann folgte ein persischer Tanz, ausgeführt von einer splitternackten, bloß gazeumhüllten, mageren Jüdin namens *Sartori*.«

'Deutsche Zeitung', 17. Nov.

*

Was Herr Buchbinder auszusetzen hatte

»Frank Wedekind fiel sanft ab. Er trägt nicht bestechend genug vor.«

*

Auf der zweiten Galerie

Ein Claqueur zum andern: »Du, da rückwärts zischt einer!« —»Was? Dem hau' ich gleich eine auf's Dach« ... Ein Besucher zum Billeteur: »Ist es bei Ihnen Sitte, daß die Leute, denen ein Stück mißfällt, von den Claqueuren geprügelt werden?« »Ja unsere Claqueure, die sind allerweil resch!«

*

Was Herr Löwy sagte

»Da ist der Kraus daran schuld. Der hat die Zischdemonstration inszeniert!«

Daß der Kraus auch die Kritik in der 'Neuen Freien Presse' geschrieben hat.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Der Billettskandal bei den Hoftheatern]

Billettinhaber. Ihren Entschluß, die Generalintendanz der Hoftheater zu klagen, kann ich nur billigen. Dem Gericht müssen Sie aber die folgende Schilderung des Sachverhaltes vorlegen: »Die Sonntag—Vorstellung im Hofburgtheater — es sollte Bahrs 'Der Apostel' gegeben werden — mußte wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Herrn Sonnenthal abgeändert werden. In der Direktion war man in einiger Verlegenheit; man entschloß sich (vielleicht nicht ohne witzige Absicht), Philippis 'Das Erbe' als Ersatzvorstellung einzuschieben. Das Publikum, das abends zum Theater kam, nahm (unbegreiflicherweise) die Änderung zum großen Teile ziemlich unwillig auf und wollte durchaus sein Geld zurückhaben. Nun enthalten bekanntlich die Billetts der Hoftheater den ausdrücklichen Vermerk, daß sie auch bei Änderung der Vorstellung ihre Gültigkeit behalten und daß der Ersatz einer Vorstellung durch eine andere der Direktion stets vorbehalten sei. Diese Bestimmung wurde jedoch vom Publikum nicht beachtet, und so kam es zu sehr unliebsamen, teilweise sogar stürmischen Szenen im Foyer des Hauses und vor dem Theater. Einzelne Personen forderten die Rückgabe des für die Billetts bezahlten Geldes überaus temperamentvoll, andere wendeten sich sogar an den diensthabenden Polizeiinspektor um Beistand und drohten mit einer Klage; sie hätten — meinten diese Leute — ihre Karten gelöst, um ein neues Stück zu sehen, nicht ein altes. Dazu kam noch, daß es infolge der Sonntagsruhe nicht möglich war, in der Hoftheaterdruckerei neue Zettel herstellen zu lassen, so daß alte Theaterplakate des 'Erbe' aus der Sommerzeit benützt werden mußten, auf welchen in der Besetzung der Name des Herrn Diegelmann, der damals den Sartorius spielte, durchgestrichen und der Baumeisters mit Bleistift darüber geschrieben war. Viele Personen bemerkten das nicht oder konnten den Namen 'Baumeister' nicht lesen, so daß sie mit der Ersatzvorstellung noch weniger einverstanden waren. Einzelne eilten, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß ein Umtausch der Karten, respektive eine Rückgabe des Betrages nicht erfolge, auf die Straße und boten ihre Billetts den Passanten mit lauter Stimme, weit unter dem Kassenpreise, an. Der Vorfall erregte auf der Ringstraße, auf der ein ziemlich lebhafter Korso stattfand, einiges Aufsehen.« — Diese Darstellung ist, natürlich ohne die in Klammern stehenden Bemerkungen, dem 'Fremdenblatt' entnommen, das, da es aus derselben Druckerei wie die ominösen Hoftheaterzettel hervorgeht, sicherlich allen Grund hat, den Intendanzmächten gegenüber vorsichtig zu sein. Daß ein Skandal, wie der oben geschilderte, sich vor der Kasse eines Hoftheaters abspielen konnte, ist der Ära des Herrn Wetschl vorbehalten geblieben. Oh, seine Tat ist faul, sie stinkt — oder wie man im Burgtheater—Hamlet sagt, sie schreit — zum Himmel. Wirtschaft, Horatio! Aber die wucherische Tendenz, die sie seit etlichen Jahren erfüllt, dürfte bald an sich selbst zuschanden werden. Ein Zivilprozeß,

der die unerhörte Billett—Manipulation aufdeckt, — und die Sparmeister, die entsendet wurden, um an den vornehmsten Kunstzwecken herumzuknausern, sind in Gnaden entlassen. Es gibt keinen österreichischen Richter, der nicht die auf der Kehrseite der Hoftheaterbilletts angebrachte Bemerkung für einen unsittlichen Vertrag erklärte: »Diese Karte gilt nur für den bezeichneten TAG, daher im Falle einer Abänderung der angekündigten Vorstellung auch für die Ersatz—Vorstellung. Eine Rückerstattung des Geldes kann nur dann stattfinden, wenn eine Vorstellung, welche ZU ERHÖHTEN PREISEN angekündigt war, durch eine Vorstellung zu gewöhnlichen Preisen ersetzt wird. War die Erhöhung der Preise nur für einzelne Sitzkategorien angekündigt, so bleibt auch auf diese die eventuelle Rückerstattung beschränkt. Jedenfalls muß die Rückerstattung rechtzeitig, d. h. spätestens vor Beginn der Abendvorstellung, verlangt werden, widrigenfalls der Anspruch verloren geht.« Diese Bestimmung zeugt nicht nur von der bodenlosen Unnoblesse, mit der übermütige Kassenburekraten die Schauspielhäuser des Kaisers zu verunehren wagen. Sie beweist auch eine Blindheit für die Zwecke klassischer Bildungsinstitute, die noch staunenswerter ist als ihre offenbare juristische Hinterhältigkeit. Das Billett gilt nur für den Tag, nicht für die Vorstellung, und nur dann wird das Geld rückerstattet, wenn die Vorstellung zu erhöhten Preisen angekündigt war. Das heißt also, daß der arme Teufel, der Wochen lang eine Sparsamkeit, die Herrn Hofrat Wetschl mit Respekt erfüllen müßte, entwickelt hat, um einen Galeriesitz zu erschwingen, wenn Bernhard Baumeister den Götz spielt, eventuell mit dem »Bibliothekar« vorliebnehmen muß, während der Bankdirektor, der einen Premierensitz gekauft hat, im Falle der Absage das Geld zurückbekommt. Literarhistoriker wollen wissen, daß Philippi für Bahr noch immer einen guten Tausch bedeute — und dennoch gab's eine förmliche Revolution vor der Abendkasse. Aber sicherlich wird's noch ärger zugehen, wenn eines Tages statt Philippi Bahr gespielt wird ... Darum hilft nur ein Mittel: Ein richterliches Urteil erwirken! Seit die ordentlichen Gerichte gesprochen haben, ruht bekanntlich die gestrenge Stadtbahnjustiz, und gegen die von der Hoftheaterkasse einseitig unterzeichneten Verträge gibt's auch einen Schutz. Sie haben recht getan, zu erklären, daß Sie nicht an einem bestimmten Tag, sondern zu einer bestimmten Vorstellung in's Burgtheater gehen wollen, und auf den Besuch der Ersatzvorstellung zu verzichten. Lassen Sie sich durch keine Bedenken abhalten, die Klage gegen die Intendanz, die die Rückgabe des Geldes verweigert hat, zu überreichen und so ein Präjudiz schaffen zu helfen, das die Rehabilitierung des öffentlichen Rechtsgefühls bewirken und zur Sanierung der trostlosen Hoftheaterzustände beitragen wird.

[Vom Bauernfeldpreis]

Autor. Die Verleihung eines Teilpreises der Bauernfeld—Stiftung an Fräulein DELLE GRAZIE habe ich nicht besonders erwähnt, weil ich diesen Mißgriff nicht eben aufregend fand. Wenn Sie mich »persönlicher Rücksichten« für fähig halten, so müßte, da ich die Dame nicht persönlich kenne, mindestens hier jeder Verdacht, ja der »Schatten« eines Verdachtetes schwinden. Aber ich stehe auch nicht an, nachträglich, wie ich's nachträglich erfahren habe, zu erwähnen, daß unter den Preisrichtern — außer den Herren HARTEL, LEWINSKY, MINOR und WEISSEL — sich auch der von mir so sehr verehrte Alfred von BERGER befand. — Ob und inwieweit von Hamburg aus seine Stimme den mir durchaus ungerecht scheinenden Richterspruch beeinflußt hat, ist mir freilich nicht bekannt. Aber ich weiß — und lasse mir's auch durch kein Lob der 'Neuen Freien Presse' ausreden —, daß dieser beste österreichische Kopf weder mit jener noch mit dieser, weder mit der profanen noch mit der feierlichen Clique innere Zusammenhänge hat. Was Fräulein delle Grazie anlangt, so ist, da sie

zuerst am Deutschen Volkstheater, dann am Burgtheater scheiterte, ihr literarisches Gesamtschaffen mit 500 fl. sicherlich hoch genug bewertet; — wobei natürlich ihre in der 'Neuen Freien Presse' erschienene Selbstkritik miteingerechnet ist. Bezüglich des Falles DÖRMANN wird mir mitgeteilt, daß die Statuten der Bauernfeldstiftung so irgend etwas wie die Möglichkeit der Auszeichnung eines Manuskriptes nicht ausschließen. Dann müssen es, da nicht zugleich auch eine öffentliche Konkurrenz bedingt wird, die unsinnigsten Statuten von der Welt sein. Herrn Dörmann's Versstück rühmen auch die Verächter seiner bisherigen dramatischen Kost etliche Formschönheit und jene sprachlichen Perlen nach, die sie in dem sittlichen Kehricht seiner ersten lyrischen Versuche verschüttet glaubten. Aber wer beruhigt das Gewissen der Preisrichter, in deren Beratungszimmer zufällig ein Manuskript des Herrn Dörmann gelangte, darüber, daß nicht andere Autoren, wären sie von der bevorstehenden Preisverteilung verständigt worden, noch würdigere Manuskripte eingereicht hätten? Herr Anton BETTELHEIM, den ich neben Herrn Professor Minor bloß als den Typus des Unsterblichkeitsvotanten angeführt hatte, erklärt in der Beilage zur 'Münchener Allgemeinen Zeitung', daß er für das Votum der Bauernfeldjury, der er nicht angehöre, nicht verantwortlich sei. Aber als sicher ist anzunehmen, daß unser Unterrichtsminister das entscheidende Wort hatte; und gerade er, der sich in Fragen der bildenden Kunst von einer Clique abhängig gemacht hat, hätte die Gelegenheit nützen müssen, die sich ihm bot, sich einmal in einer künstlerischen Sache den Einflüssen des Protektionismus unzugänglich zu zeigen. Im Übrigen haben Sie recht: Wir leben in einer für »vorgezogene« Geister sehr günstigen Zeit. Früher mußte man gute Stücke schreiben, um Dichter genannt zu werden. Jetzt genügt es, überhaupt Stücke zu schreiben. Aber Abstufungen gibt's wenigstens noch. Schreibt einer EIN elendes Stück, so heißt er »Bühnendichter«, wie jener starke Geist, dessen Lustspiel seinerzeit im Carltheater bei aufgehobenem Abonnement, aber nicht aufgehobener Kuratel in Szene ging. Schreibt eine ZWEI schlechte Stücke, so ist sie »unsere verehrte Dichterin« oder wird preisgekrönt. Und hat einer so viele Durchfälle erlebt, daß man sie gar nicht mehr zählen kann, so heißt er gleich »der berühmte Wiener Dichter«, wie uns das Inserat der Buchausgabe des »Apostel« in allen Zeitungen gelehrt hat. Grillparzer mußte antichambrieren, Kleist sich das Leben nehmen, bevor sie jener Anerkennung teilhaftig wurden, die sich Herr Bahr mit ein paar Federstrichen der Reklame schafft. Von dem Unterschiede des Tantiemengewinnes zwischen einem Schiller und einem Buchbinder nicht zu reden!

[Zur Aufführung von »Hoffmanns Erzählungen«]

Musiker. Natürlich irrt Herr HANSLICK, wenn er anlässlich der Aufführung von »Hoffmanns Erzählungen« schreibt: »Nie zuvor war Offenbach in das Heiligtum unseres neuen Opernhauses eingelassen; nur im alten Hause 'nächst dem Kärntnertor' spielte man einmal eine Novität (die romantische Oper 'Die Rheinnixen') von ihm.« Jahn habe erklärt, im Hofoperntheater dürfe »keine Note von Offenbach vorkommen«. ... Tatsächlich wurden im neuen Hause einaktige Singspiele Offenbachs, auch unter der Direktion Jahn, hin und wieder gegeben; jedenfalls muß sich Herr Hanslick an »Monsieur et Madame Denis« erinnern. — Die Kritiker waren neulich genötigt, zum Aufputz ihrer Feuilletons über die Oper Offenbachs ein wenig in E. T. A. (richtiger E. T. W.) Hoffmanns Werken nachzublättern. Aber die meisten wissen von ihm nicht mehr zu sagen, als daß er »der wunderliche Berliner Kammergerichtsrat« war. Der und jener wirft dem Sänger des Offenbach'schen Hoffmann vor, daß er zu tenorhaft war, die Gestalt des Dichters, der im Mittelpunkte so seltsamer Liebesaffären steht, äußerlich nicht interessant und nicht glaubhaft genug her-

ausarbeitete und dem Bilde, das man sich von Hoffmann mache, nicht entfernt gleichkam. Glücklicher Fritz SCHRÖDTER! Wollte er die ideale Forderung der Opernnaturalisten erfüllen, er müßte sich bei der Darstellung seines Helden an Hitzigs Biographie halten, in der es also heißt: »Hoffmann, von sehr kleiner Statur, hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe, dunkles, beinahe schwarzes Haar, das ihm bis tief in die Stirne gewachsen war, graue Augen, die nichts Besonderes auszeichneten, wenn er ruhig vor sich hinblickte, die aber, wenn er, wie er oft zu tun pflegte, damit blinzelte, einen ungemein listigen Ausdruck annahm. Die Nase war fein und gebogen, der Mund fest geschlossen. Sein Körper schien ungeachtet seiner Behendigkeit dauerhaft, denn er hatte für seine Größe eine hohe Brust und breite Schultern.« — Das Malheur, das dem Musikkritiker des 'Deutschen Volksblattes' widerfuhr, ist inzwischen von gegnerischen Blättern als »gefundenes Fressen« aufgegriffen worden; vorher schon hatte ich daran gedacht, es nicht als die uninteressante Blamage eines Einzelnen, sondern als einen typischen Fall zu verzeichnen, der die Berechtigung der Zeitungskritik überhaupt ad absurdum fährt, indem er ihre Voreingenommenheit, ihre Blindheit und ihren Hochmut enthüllt. Frau GUTHEIL—SCHODER, über deren stimmliche und gesangstechnische Begabung mir kein Urteil zusteht, ist sicherlich eine ungewöhnlich veranlagte Darstellerin und zumal in der Partie der Antonia, der Dritten im Hoffmann'schen Liebesreigen, schauspielerischer Wirkungen fähig, wie sie in einem Opernhause wohl selten oder nie geübt werden. Jedemoch — Frau Gutheil scheint nicht antisemitisch singen zu können. Der Kritiker des 'Deutschen Volksblattes', dem man ein feines Unterscheidungsvermögen für solche Nuancen zutrauen kann, verfolgt sie seit ihrem ersten Auftreten mit verbissener Wut. Nach der ersten Aufführung von »Hoffmanns Erzählungen« meinte er, die Kräfte der Dame seien »den gestellten Anforderungen absolut nicht gewachsen«: »als Giulietta suchte sie die Stärke des Tones durch Schreien zu ersetzen und wand sich dabei, als wäre sie eine der gewissen Tänzerinnen eines arabischen Cafés«. Später ward die Oper neu besetzt, und als Giulietta stand Frau HILGERMANN auf dem Theaterzettel. Der Kritiker konstatierte nun natürlich, daß diese Dame ihre Vorgängerin »ÜBERTRAF«: Sie »fand für die schöne Giulietta mit dem Marmorherzen gesanglich und schauspielerisch die richtige Ausdrucksform. Die erkünstelte Leidenschaft, das Bewußtsein ihres Sieges, das kalte Hohnlachen des Triumphs wurden von ihr gleich MEISTERHAFT wiedergegeben.« Ein hoffmanesker Zufall wollte es nun freilich, daß Frau Hilgermann damals im letzten Momente ausgesprungen war und an ihrer Stelle — Frau Gutheil, wie in jener ersten Aufführung, auf der Bühne stand. Das ist so bitter wie menschlich. Aber weil sich eben Zeitungskritik hin und wieder als Menschenwerk entpuppt, möge der Einzelne es aufgeben, seine Privatmeinung der Öffentlichkeit im Orakelton zu verkünden. Zumal, wenn sie nichts ist als ein privates Vorurteil, dessen Suggestion den Kritiker selbst über die natürlichen Eindrücke des Auges und des Ohrs hinwegtäuscht. Es ist die alte Geschichte: Man sende dem spaßhaften Briefkastenmann ein weniger bekanntes Gedicht von Goethe mit den entsprechenden Glossen, und er wird es aushöhnen; man rezitiere dem Autoritätsgläubigen ein paar holperige Verse und halte ihm dabei einen Band Goethe unter die Nase — er wird in Hochachtung ersterben. Dem Rezensenten freilich, der den lebendigen Schöpfer beurteilt, sollte, und wäre er noch so befangen, die Leistung ALLES und der Name Schall und Rauch sein.

[Reklameoperetten und Kulissentratsch]

Habitué. Der Musikkritiker des 'Wiener Tagblatt' und der Carltheaterkritiker der 'Österreichischen Volkszeitung' haben sich zum Betrieb einer Operette vereinigt, von der man nur darum nicht behaupten kann, sie sei der

Kulminationspunkt musikalischer Nichtigkeit und textlicher Gemeinheit, weil auf diesem Gebiete immer noch Überraschungen möglich sind. Und die Kulissendiplomatie ist in voller Aktion. Unter dem Widerstand der 'Neuen Freien Presse', die die musikalische Schändung der Vorstadtbühne ausschließlich Herrn Charles Weinberger reserviert wissen möchte, und den ermunternden Zurufen aller übrigen in Redaktionen postierten Theaterjobber und Buchmacher erwirbt das »Süße Mädel« Ehren und Tantiemen, und an fünfundzwanzig und mehr Abenden darf Herr Alexander Landesberg eine Masseurin als den Typus der modernen Wiener Weiblichkeit verherrlichen. Aber er wird dafür auch von Schnüfferl — siehe 'Sonn— und Montags—Zeitung' vom 4. November — mit Reklame bedacht, während hinwiederum der Komponist, Herr Reinhardt, sich im 'Wiener Tagblatt' munter fördert. Und aus dem kritischen Chorus, bei dem man nie weiß, ob Selbstanzeige oder bloß kollegiales Lob ihn stärker erklingen läßt, tönt, ALLEMAL, am überzeugendsten die Versicherung: Die Operette war endgültig abgetan, verpöbelt, verfallen; jetzt endlich ist dem Genre der längstsehnte Retter erstanden, der wieder »an die Tradition der Strauß und Millöcker anknüpft«. In der Reihe der Melodiendiebe haben wir bisher ebensoviele Retter wie Ruinierer zu verzeichnen gehabt. Als Schulbeispiel frechster Selbstreklame verdient nachträglich die folgende Notiz des 'Wiener Tagblatt' festgenagelt zu werden: »Sidney Jones, der Komponist der 'Geisha', hörte in Budapest, wo er sich in den letzten Tagen aufhielt, daß in der Reinhardt'schen Operette 'Das süße Mädel' eine Parodie englischer Groteskmusik vorkomme und reiste sofort nach Wien, um der Sonntagsaufführung dieses Werkes im Carltheater beizuwohnen. Die witzige Art, wie sein Stiel karikiert wird, amüsierte Jones höchlichst, und er zählte zu den eifrigsten Beifallspendern. Fast wäre es NICHT MÖGLICH GEWESEN, den illustren Gast im Theater unterzubringen, denn das Haus war schon vormittags vollständig ausverkauft, so daß abends hunderte von Einlaßbegehrenden zurückgewiesen werden mußten.« Nicht übel aber waren auch die vier Tschechen, die neulich »demonstrativ ihre Loge verließen«, weil sie durch einen in der Operette vorkommenden Böhmen ihre Nation beleidigt wähnten. Aber die vier Tschechen waren wohl ebensoviele Europäer, die durch die ganze Operette ihren Geschmack beleidigt fühlten. Wahrlich, seit »Adam und Eva's¹« Zeiten ward an Reklame Ähnliches nicht geleistet. — — Neulich ist hier von dem Schandgewerbe der Theaterschnüffler gesprochen worden, und ich wiederhole heute diesen Ausdruck mit der verstärkten Überzeugung, daß er eine maßvolle Charakteristik des Treibens ist, dessen Schauplatz die unterschiedlichen »Plauderecken« bilden. Eine Kollektion von Heldentaten, die Schnüfferl und Genossen gegenüber wehrlosen — wenn auch noch nicht toten — Frauen des Theaters begangen haben, liegt mir zur Ansicht vor. Zuerst fragte man sich: Was geht es diese Gesellen an, daß das Fräulein J. vom X—Theater »plötzlich in Samt und Seide aufgetreten ist« und daß sie Schmuck und Toiletten ihrem Bräutigam dankt, der »einer der reichsten Berliner Uhrmacher« und »überdies Anhänger Stöckers« ist? Aber der nächste Montag brachte schon die entschuldigende Versicherung: »Ich habe nicht einen Augenblick daran gedacht, daß Fräulein J. sich Schmuck und Toiletten von ihrem Bräutigam hat besorgen lassen.« Nein — die Toiletten hat sie von ihrem Papa, der Schmuck ist falsch und von der Kollegin L... Also: Vermehrung des höchst widerlichen und penetranten Tratsches. Und das nächste mal die Erklärung des Bräutigams, daß er nicht Bekannter von Stöckers Lehre ist; dazu wörtlich die folgende Dreistigkeit: »Mit großem Vergnügen stelle ich das fest. Ich habe umso weniger Grund, die Richtigkeit zu bezweifeln, als Herr v. ..., der nicht bloß Mitbesitzer einer Uh-

1 s. Hefte 1 # 02, 2 # 10 & 56 # 02

renfabrik, sondern auch ein akademisch gebildeter und graduerter Mann ist, kaum die Geschmacklosigkeit begehen würde, als Apostel der Stöcker'schen Rassentheorie ein Mädchen zu heiraten, dessen Abstammung von Alldeutschen schlimmstenfalls nur noch in der Familie derer von Schönerer geduldet wird.« Und um den Ekel des Lesers nun unfehlbar bis zum Brechreiz zu steigern, erzählt uns der Gentleman bald darauf die Geschichte von der Hofopernsängerin, der der Direktor befohlen hat, eine Hosenrolle in »Hoffmanns Erzählungen« »ohne Mieder« darzustellen, und von dem Direktor, der sie selbst dann noch anherrscht, als sie schon das Mieder abgelegt hat. »Etwas verblüfft hat sich«, heißt es weiter, »der Herr Direktor davongeschlichen; er mußte den Worten des Fräuleins K. mehr glauben als seinen Augen, zumal er nicht von ihr verlangen konnte, daß sie ihm die Wahrheit ihrer Behauptungen AD OCULOS DEMONSTRIERE. Es fehlt ihm eben für derartige Sacherln DIE RECHTE HAND« ... Sicherlich lebt unser Schnüffler dem Glauben, »Hoffmanns Erzählungen« seien die Erzählungen des Theaterarztes Hoffmann. Und all dies natürlich, in jenem und in diesem Fall, unter Nennung des vollen Namens der beleidigten Damen! Die schwüle Niedertracht, mit der Monate hindurch die Beurteilung zweier Burgschauspielerinnen grinsend erörtert wurde, ist noch in allgemeiner Erinnerung. »Nachbarin! Euer Fläschchen!, wie wir uns mit Goethes Gretchen, die auch beurlaubt werden mußte, klassisch auszudrücken pflegen« Sicherlich, da ist der Theaterschnüffler Stern vom 'Fremdenblatt' vornehmer. Er befaßte sich neulich in zwei Spalten mit der Dogge der Frau Schratt. Das stand ihm besser zu Gesicht als selbst die Zitierung des »Altmeisters Goethe« und seines Urteils über de la Motte—Fouqué. Noch glaubhafter aber klang seine Versicherung, daß im Burgtheater der »Apostel« sehr gute Einnahmen »mache« und daß bei »Hoffmanns Erzählungen« im Hofoperntheater »noch nie ein Sitz frei« gewesen sei. Jenes freut ihn natürlich, dieses verdrießt ihn.

[Gegen die Pauschalbeichte]

»*Alte Abonnentin.*« Ihnen wie allen anderen wohlwollenden und teilnehmenden Freunden nachträglich meinen herzlichsten Dank. Aber mit Ihrer Polemik gegen den Brief der Katholikin haben Sie Unrecht. Eine Pauschalbeichte wäre in ihrer Art wohl so bequem und zwecklos wie die Pauschalbekämpfung der Korruption, zu der mir von beteiligter Seite geraten wird.

[Über den »Brief einer Katholikin«]

Allen Zweiflern. Die Zuschrift in Nr. 84, welche die Beichte der Frauen behandelt, ist nicht nur von einer Katholikin unterzeichnet, sondern auch von einer Katholikin — im vollen Wortlaut — geschrieben. Kein Beichtvater, wie man allgemein vermutet, sondern ein Beichtkind hat hier Erfahrungen, die eine scharfe Lebensbeobachtung vermittelte, ausgesprochen. Leider ist es mir nicht gestattet, dieses Zeugnis durch die Nennung der Verfasserin zu bekräftigen.

[Die Lage der Finanzjournalisten]

Zeitungsleser. Der »Industrielle Club« hat nicht nur die Aktien des 'Fremdenblatt' erworben, damit dieses künftighin für die Interessen der Industrie eintrete, sondern er hat auch einen gefürchteten Gegner der Industrie unschädlich gemacht. Der Hofsekretär SONNENSCHNEIDEN ist aus dem Eisenbahnministerium ins 'Fremdenblatt' geholt worden, und man braucht jetzt wohl nicht mehr zu besorgen, daß er seinen vom ganzen Concordiaclub anerkannten Einfluß für die Einführung einer Transportsteuer ausnützen wird. Vielmehr soll Herr Sonnenschein, sicherem Vernehmen nach, im 'Fremdenblatt' hauptsächlich die Tarifbeschwerden der Industriellen vertreten. Herr Regierungsrat Neumann wird nun die beherrschende Stellung im ökonomischen Teil des

Blattes, das nicht mehr in erster Linie den Börseninteressen gewidmet ist, wahrscheinlich einbüßen. Den Finanzjournalisten geht es überhaupt neuerdings schlecht. Herr Heinrich GLOGAU hat sich sogar ganz von der journalistischen Tätigkeit zurückgezogen, angeblich, weil er anderweitig zu stark in Anspruch genommen ist. Man munkelt von nicht weniger als hunderttausend Gulden, auf die sich dieser aus dem Börsenspiel stammende und an ihn gestellte Anspruch belaufen soll. Wahrlich, die 'Wiener Allgemeine Zeitung' hatte recht, als sie ihrem scheidenden Herausgeber nachsagte, er habe als Fachmann — oder eigentlich: als Praktiker — über Börsengeschäfte geschrieben. Nur hatte Herr Glogau eben als Praktiker keine glückliche Hand, und von der offenen, die er als Journalist hatte, konnte er höchstens in den Mund und nicht auf die Dauer leben. Der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' aber hinterläßt er ein wertvolles Vermächtnis: die Pauschalien des Eisenkartells, die er dem ehemals kartellfeindlichen Blatte erworben hat, nachdem sein weitergehender Antrag, dem Eisenkartell den finanziellen Teil der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' zu verpachten, abgelehnt war. Herr Glogau war, das wissen ihm seine Redaktionskollegen nachzusagen, immer ein liebenswürdiger und zugänglicher Mensch. Er ließ mit sich reden, und er wußte zu schweigen. Stilistisch und — der Stil ist der Mensch — auch menschlich hat er Herrn Moriz Benedikt nachgestrebt und hielt wie dieser auf Ideale. In der Damenspende des Concordia—Balles vom Jahre 1894 stand neben manchen sinnigen Sprüchen der anderen Mitglieder auch der folgende: »Bitte an das 20. Jahrhundert: GIB UNS UNSERE IDEALE WIEDER! Heinrich Glogau.« Hoffentlich geht diese Bitte jetzt, da Herr Glogau nicht bloß Ideale verloren hat, endlich in Erfüllung.

[Logisches]

Logiker. Eine Definition des Begriffes »Politik« ist sicherlich schwer. Herr DAVIS, der jetzt die 'Blitzblauen Briefe' herausgibt, sagt in deren erstem, an die Klerikalen adressierten, auf Seite 8: »Politik ist die Kunst der erfolgreichen Anwendung politischer Mittel zu politischem Zwecke.« Politische Mittel sind demnach jene Mittel, durch die die Politik einen politischen Zweck erreicht, und völlig klar ist es dann, daß ein politischer Zweck jener ist, zu dessen Erreichung sich die Politik politischer Mittel bedient ... Auch Herr Rudolph LOTHAR hat sich neulich als Logiker bewährt; und auch er gelegentlich der Anwendung des Wortes »politisch«. In einer Kritik über den »Apostel« schreibt er: »Er (Bahr) wollte dem Nora—Stoff die politische Seite abgewinnen«. Offenbar hat Ibsen, da Hellmer ein Advokat ist, dem »Stoff« die JURISTISCHE Seite »abgewinnen« wollen. Herr Lothar gehört zu jenen Unersättlichen, die sich mit dem Stoff eines andern nicht begnügen; sie wollen ihm immer noch etwas ABGEWINNEN. Und wär's auch nur, wie beim Harlekin—Stoff, die Seite der Talentlosigkeit.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES

Das k. k. Landesgericht in Strafsachen hat nunmehr das in Nr. 83 veröffentlichte autorrechtliche Verbotserkenntnis des k. k. Bezirksgerichtes Josefstadt in Strafsachen vollinhaltlich bestätigt. Raummangels halber kann die Entscheidung erst in der nächsten Nummer veröffentlicht werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.